

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 34 (1930-1931)
Heft: 22

Artikel: Die Alpenmurmeltiere
Autor: Tschudi, Friedrich von
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-672514>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Alpenmurmeltiere.

Von Friedrich von Eschudi.

Dort oben auf den höchsten Steinhalden der Alpen, wo kein Baum, kein Strauch mehr wächst, wo kein Hind, kaum die Ziege und das Schaf, mehr hinkommt, selbst auf kleinen Felseninseln mitten in großen Gletschern, ist die Heimat der Murmeltiere, besonders im bündnerischen, ernerischen, glarnerischen Gebirge. Doch auch im Tessin, Wallis und Berner Oberlande sind sie nicht selten; aus den Gebirgen von Appenzell und Toggenburg, wo sie früher gemein waren, hat die Verfolgung sie gänzlich verdrängt. Die Tessiner nennen sie Mure montana, woraus die Tiroler Urmenten, die Savoyarden Marmotta, die Franzosen Marmotte, die Engadiner Montanella, und vielleicht die Deutschen Murmeltier gemacht haben. In Glarus und den kleinen Kantonen heißen sie Munk, im Bernbiet Murmeli, im Wallis Murmetli und Mistbellerli. Wer kennt nicht diese kleinen, allerliebsten Tiere, die den Sommer über zwischen dem Gesteine unserer Hochweiden spielen und von Savoyardenjungen in Dörfern und Städten umhergetragen werden, wo sie mit ihren unbedeutenden Kunststücken die kleinen und großen Kinder erbauen? Schon ums Jahr 1000 nach Christus kannten die Mönche im Sankt Galler Stift die Schmachhaftigkeit dieses Wildbrets und hatten einen eigenen Segensspruch für das Gericht: „Möge die Benediction es fett machen!“ Es heißt hier *Cassus alpinus* (Alpenfäse?), während es sonst um jene Zeit in St. Gallen auch *Murmenti* genannt wurde.

Das Murmeltier ist mit die interessanteste Erscheinung im Tierleben unserer Gebirge, und es ist über seine Natur und Lebensweise schon so viel beobachtet worden, daß wir glauben, unseren Lesern ein genaueres Bild desselben vorführen zu müssen. Obgleich zu den Nagetieren gehörend, unterscheidet es sich doch in seiner ganzen Lebensweise auffallend von den inländischen Genossen dieser Ordnung. Es hat nicht die Behendigkeit der Mäuse, des Eichhorns, die außerordentliche Schnelligkeit und Klugheit des Hasen. Zu einer vorwiegend unterirdischen Existenz ausgerüstet, begnügt es sich mit dem kleinen Nahrungsfelde in der Umgebung seiner Höhle und weiß sich gegen den in dieselbe eindringenden Feind mit Beißen und Kratzen nachdrücklich zu verteidigen. Während jener rauhen Jahreszeit aber, wo es mühsam weit umher die Mittel, sein Leben zu fristen, zusammen-

suchen mußte, schützt die vorsorgende Natur das Tier durch den lethargischen Schlaf vor Hunger und Feinden, denen es auf seinen Wanderungen unfehlbar erliegen mußte.

Es nährt sich fast nur von Pflanzenstoffen, im Freien am liebsten von den kräftigen Alpenkräutern der Muttern, die auch das beste Futter des Milchviehes ist, des Alpenwegerichs, der Alpenaster, des Alpenklee, der Bärenklau, des Alpensauerampfers usw., angeblich auch von kleinen Alpendögeln und den Eiern derselben; in der Gefangenschaft aber von allerlei Kohl, Wurzeln und Früchten, nie von Fleisch. Indessen hat man in letzterer Beziehung folgende Erfahrung gemacht. Nicht selten greifen mehrere zusammengespernte Murmeltiere einander an, und eines beißt das andere tot, ohne es anzufressen. In demselben Käfig mit einer Amsel, vier Steinhühnern und einem Wasserhuhn biß ein sehr wildes Murmeltier zwei von diesen Vögeln den Kopf ab; zwei andere, friedliche, jüngere bissen die Bretter eines Hühnerstalles durch und rissen, ähnlich wie die Marder, den Hühnern ebenfalls die Köpfe ab, ohne aber von dem vergossenen Blute zu kosten. Sie müssen überhaupt sehr sorgsam verwahrt werden, wenn sie nicht ausbrechen sollen; unglaublich schnell zernagen sie die dicksten Bretter, wo sie nur einen Zahn einhacken können, zerbeißen das Blei der Fenster und klettern an Mauern und Holzwänden mit großer Leichtigkeit.

Größere Gegenstände, die sie in der Gefangenschaft bekommen, pflegen sie auf den Hinterbeinen sitzend zu genießen; im Freien geschieht dies natürlich nur selten, da sie daselbst nicht oft etwas mit den Vorderpfoten zu halten haben. In der Gefangenschaft lieben sie bisweilen einen tüchtigen Trunk Milch, die sie mit starkem Schmatzen und ähnlich den Hühnern unter häufigem Aufrichten des Kopfes einnehmen. Im Freien wird man sie äußerst selten trinken sehen.

Das Sommerleben der Tiere ist gar kurzweilig. Mit Anbruch des Tages erscheinen zuerst die Alten am Ausgang der Röhre, strecken vorsichtig den Kopf heraus, spähen, horchen, prüfen die Umgebung, ob nichts Ungewohntes vorhanden sei, wagen sich dann langsam heraus, darauf etliche Schritte bergan, machen ein paar Mal Männchen und lassen sich endlich ans Frühstück. Mit unglaublicher Schnelligkeit

weiden sie das kürzeste Gras ab, laufen flink hin und her und scheinen es besonders auf die Blüten der kleinen Alpenpflänzchen abzusehen, da diese in einem ziemlichen Kreise sofort verschwinden sind, wenn ein Murmeltier daselbst geächt hat. Bald nach den Eltern erscheinen auch die Jungen ohne viel Umstände vor dem Bau, um zu weiden. Sind alle gesättigt, so legen sie sich regelmäßig auf einen bestimmten Fleck, am liebsten auf einen bequemen Stein in die Sonne. Dieser traditionelle Ruheplatz darf nicht weit vom Eingang zum Bau entfernt sein und ist so wie die tausendfach zurückgelegte Bahn zu diesem stets kenntlich, da beide förmlich glattgerieben aussehen. Die Zeit vergeht nun unter Ruhen und Spielen. Alle Augenblicke setzen sie sich auf die Hinterbeine, putzen, kratzen und kämmen sich, spielen miteinander und treiben Kurzweil; man hat schon Junge gesehen, wie sie versuchten, aufrecht auf den Hinterfüßen einige Schritte weit fortzukommen. Inzwischen werden aber wohl immer ältere Tiere die Gegend bewachen. Kommt etwas Verdächtiges vor, ein Raubvogel, ein Fuchs, ein Mensch, und wäre es noch Stunden weit entfernt, so pfeift das erste Murmeltier, das dessen gewahr wird, kräftig und laut, in wenigen Absätzen durch die Zähne, daß es weit durch das Gelände tönt. Der Ton des Pfeiffes, den man in den Hochgebirgen täglich an hundert Mal hören kann, ist eher tief als hoch, oft wie klagend gezogen, und doch grell und durchdringend. Genauen Beobachtungen zufolge wiederholen nur diejenigen Tiere das Pfeifen, welche die Ursache der Gefahr ebenfalls selbst erblicken, und wenn dasjenige, welches das Signal gegeben, dieselbe allein erspäht hat und zur Höhle eilt, so folgen die übrigen alle nach, ohne zu pfeifen. Das Pfeifende flüchtet aber nur, wenn die Gefahr nahe ist. So lange der Mensch, das Raubtier noch ferne bleiben, wird der Warnungspfeiff von Zeit zu Zeit wiederholt. Alle Murmeltiere des ganzen weiten Gebirges forschen nun unausgesetzt nach dem Feinde, und von allen Planken und Halben tönt das Zeichen, daß er auch dort gewahrt worden sei. Birgt sich der Feind hinter einem Felsen und bleibt er ruhig, so verstummen die Signale. Die Tiere bleiben aber auf der Hut und pfeifen wieder, sobald er sich zeigt. Naht er sich endlich oder macht er heftige, auffallende Bewegungen, so verschwinden die nächsten rasch in den Bau; diejenigen aber, die, ohne zu pfeifen,

das heißt ohne den Feind gesehen zu haben, flüchteten, kommen schneller wieder zum Vorschein als die andern. Daß die Murmeltiere eigentliche Wachen, wie die Gamsen, ausstellten, ist nicht bewiesen und wird von den Jägern geleugnet. Die Kleinheit und die Färbung der Tiere sichert sie schon mehr vor Gefährde, besonders aber ihr wunderbar scharfes glänzendes Auge, das einen Menschen in einer Entfernung entdeckt, aus welcher derselbe das Tierchen kaum mit dem besten Fernrohr erspähen kann. Bei rauher Witterung kommen die Murmeltiere oft tagelang nicht aus dem Bau, ebensowenig des Nachts. Ist die Sonne gesunken, so sind alle Spiel- und Weideplätze leer, im Herbst oft schon bald nach Mittag. Um diese Jahreszeit gehen sie auch nicht leicht mehr am gleichen Tage aus dem Bau, wenn sie mit Pfeifen eingefahren sind.

Das Äußere des Murmeltieres zeigt einen kurzen, gedrungenen, in die Dicke gehenden Körperbau mit dickem, plattem, großem Kopfe von originellem Aussehen. Durch die gespaltene Oberlippe, die mit starkem Schnurrbart besetzt ist, sind die bei den Alten goldgelben, bei den Jungen weißlichen, fast zollgroßen, keilförmigen und stark gekrümmten Nagezähne sichtbar. Die glänzend schwarzen Augen treten etwas vor, die kleinen, rundlichen, wohlbehaarten Ohren liegen flach gegen den Kopf, sind aber noch in einiger Entfernung bemerkbar; die mit langen Haaren besetzten Backen erscheinen aufgedunsen, der Hals kurz und dick; die ziemlich kurzen Füße verraten kräftige Organisation. Der dichte, grobhaarige Pelz ist über dem breiten Rücken gelb und rötlichgrau, am Bauche gelblichbraun, an der Kehle rostbraun und bildet auf dem Schädel eine schwärzliche, ins Blaugraue abgetonte Platte. Die schwarze Nase und die Schnauze sind weißlich eingefärbt, die Backenhaare sind gelblich, die starken, zum Graben dienenden Vorderfüße bis an die langen, gekrümmten, schwarzen Scharrnägel schmutziggelb behaart, die dickschmieligen, dünnbehaarten, zum ganzen Fersenauftritt dienenden Sohlen schwarz, an den Vorderfüßen mit vier, an den längern, aber schwächeren Hinterfüßen mit fünf Zehen versehen. Während des Sommers wohnen die Murmeltiere paar- oder familienweise auf freien, oft isolierten, von Schutt und Abgründen umgebenen Rasenplätzen, lieber auf der Sonnen- als Schattenseite der Berge, immer aber an trockenen Orten. Hier graben sie

sich ihre Sommerwohnung tief in der Erde und wühlen bald bloß einen Meter, oft aber auch 2 bis 4 Meter lange Gänge aus, die nicht selten so enge sind, daß man bloß die Faust durchzwängen kann, und in einen erweiterten Kessel endigen. Der Eingang zum Bau ist oft im Rasen einer freien Halde, oft aber sehr vorsichtig unter Steinen oder zwischen zwei Felsen angelegt, wo kein Nachgraben stattfinden kann. Die Röhren gehen berglein, bald etwas abwärts, bald mehr aufwärts, und sind bald einfach, bald in mehrere Seitenarme geteilt, in deren einem oft viel Exkremente angetroffen werden. Die dabei losgewühlte Erde wird nur zum kleinen Teile aus den Gängen herausgeschafft und scheint zum größern Teil verteilt und festgetreten zu werden.

Die Paarung findet bald nach vollendetem Winterschlaf, wahrscheinlich je nach der Lage des Baues und dem frühern oder spätern Frühlingseintritte im April oder Mai statt. Die Tragezeit muß kurz sein, da man schon im Juni Junge finden soll, deren das Weibchen viere bis höchstens sechs wirft. Diese lassen sich, ehe sie etwas herangewachsen sind, selten außerhalb des Baues gewahren und teilen denselben mit den Eltern bis in den nächsten Sommer hinein. Säugt die Mutter das Kind, so setzt sie sich hundartig auf die Hinterbeine, und das letztere schlüpft zwischen die breit auseinander gespreizten Vorderbeine an die kleinen Zehen. In der Gefangenschaft gewöhnen sie sich leicht an Milch und Brot, Kohl, Rüben und dergleichen und ertragen mehrtägigen Hunger.

Sehr oft besitzen die Murmeltiere nur eine Wohnung für den Sommer und den Winter; sie hat in diesem Falle einen geräumigeren Kessel als eine bloß für den Sommeraufenthalt bestimmte. Es ist aber ganz sicher, daß es auch solche gibt, wenn auch nicht in allen Gebirgen. Wie an manchen Orten die Bergfuchse im Sommer eine Zeitlang Alpentiere sind und hoch über der Baumgrenze ihren Bau beziehen, im Herbst aber sich in die bequemere untere Region zurückziehen, so halten es auch viele Murmeltiere. Der Grund des Quartierwechsels ist wahrscheinlich bloß das ungleich ruhigere Leben in größerer Höhe, wo es keine Herden, Sennen und Hunde, selten Füchse und Wiesel, aber manche sonnige, blumige Dase gibt bei 2300 Meter über Meer und höher, die schon so lange vorhält, bis die Rückkehr ins untere Gebirge rätlich erscheint. Hier bei 2000—2300 Meter über Meer im Be-

reiche der obersten Alpenweiden, die der Senn Mitte August zu verlassen pflegt, oft aber noch tief unter der lokalen Baumgrenze, liegt das Winterquartier („Schübene“ im Glarnerland), das für die ganze Familie, fünf bis fünfzehn Exemplare, geräumig angelegt ist. Noch ehe dieselbe sich hier einkellert und die Röhre zustopft, was meist gegen Mitte Oktober geschieht, verraten Reste von eingetragenen Heu den Charakter des Baues als Winterlokal. Ist derselbe bleibend bezogen, wozu ein paar rauhe Tage die Tiere bestimmen, so findet man die Einfahrt mit Heu, Erde und Steinen, oft fußtief, wohl zugemauert. Sommerwohnungen bleiben immer offen, ebenso unbewohnte Baue. Nimmt man das Material aus dem Schlupfloch weg, das oft fest zusammengearbeitet ist und von den Jägern Zapfen genannt wird, aber selten bis an den äußeren Rand der Röhre geht, oft erst 30 bis 60 Zentimeter tief zu entdecken ist, so findet sich die Röhre bald geteilt. Die eine, ein Seitenarm, geht nicht tief und enthält manchmal Exkremente, oft auch gar nichts und soll, wie Schinz vermutet, bloß durch Wegnahme des Materials zum Zapfen entstanden sein; doch findet sich ein Seitenarm auch nicht selten in bloßen Sommerwohnungen, die kein Zapfenmaterial zu liefern haben, und es ist wahrscheinlich, daß Seitengänge oft bei Verfolgung der Tiere gegraben werden oder ursprünglich als Hauptröhre bestimmt waren und aufgegeben wurden, weil die grabenden Tiere auf Felsen und dergleichen stießen.

Die Hauptröhre der Winterwohnung ist selten kürzer als drei Meter vom Eingang gerechnet, soll aber öfters bis auf acht oder zehn Meter messen. Sie geht gegen das Ende meist etwas aufwärts und mündet nun in eine längliche oder rundliche, 90 bis 180 Zentimeter im Durchmesser haltende und 90 bis 120 Zentimeter tief unter dem Rasen liegende Höhle oder Kammer, deren Boden mit kurzem, weichem und trockenem, gewöhnlich rötlichbraun aussehendem Heu ausgepflastert ist, das von den emsigen Tierchen gegen den Herbst hin teilweise herausgeschafft und durch frisches ergänzt wird. Im August schon fängt die fluge Marmotte an, bei schönem Wetter fleißig Gräser und Kräuter abzubeißen und dieselben, wenn sie trocken sind, im Maule in den Bau zu tragen. Die fabelhafte Erzählung des Plinius: die Alpenmäuse (Murmeltiere) schaffen das Futter so in die Höhlen, daß sich eine auf den

Rücken legt, mit Heu beladen wird und dasselbe festhält, während eine andere sie mit den Zähnen am Schwanz packt und in die Höhle zieht, weswegen ihr Rücken so abgerieben aussieht —, hat sich in komischer Weise bis auf unsere Tage vererbt, während man doch bei jedem der Höhengänge an den daran klebenden Haaren bemerken kann, woher der abgeriebene Rücken kommt.

Der Kessel einer bloßen Sommerwohnung enthält nie Heu, der eines Winterquartiers aber oft so viel, daß ein Mann dasselbe kaum wegzutragen vermag. Es ist noch nicht ganz entschieden, ob die Tierchen von diesem Wärmepolster nicht unter Umständen auch zu fressen pflegen. Schinz und Römer vermuten mit Grund, daß dies dann geschehe, wenn sonnige Frühlingstage ein allzufrühes Aufwachen veranlassen und dann beim Wiedereintritte rauher Winterwitterung die erwachten Tiere keine andere Nahrung fänden. In Gefangenschaft gehaltene Murmeltiere fressen, wenn sie aus dem Winterschlaf aufgeweckt werden, mit Appetit. Gräbt der Jäger nun den Kessel auf, so findet er die ganze Familie in todesähnlicher Erstarrung beisammen liegen. Die Temperatur der Wohnung beträgt + 10— + 11 ° C. Die Tiere haben sich zusammengerollt, die Nase am Schwanz, die Sohlen der Hinterfüße bei den Kopfseiten. In diesem Zustande einer „léthargie conservatrice“ erhält die vorsorgende Mutter Natur auf wunderbare Weise ihre Kinder, die während des sechs bis acht Monate langen Winters in den Hochgebirgen zugrunde gehen müßten, erhielte sie nicht dieser rettende Schlaf in einem stillen Pflanzenleben fort. Während desselben scheint ihr Organismus sich in einem chemischen Vegetationsprozeß von dem im Herbst angeammelten reichen Fette zu erhalten, denn sobald mit Eintritt der Winterstürme das Murmeltier seine Höhle verstopft, genießt es wohl nichts mehr. Da sein Atem beinahe ganz aufhört, so bedarf es auch keiner Speise, und weil ihm diese abgeht, wird den Lungen das gewöhnliche Brenn- und Wärmematerial entzogen, und der Organismus erkaltet und geht in Ruhe über. Wahrscheinlich fällt es zuerst in einen längeren gewöhnlichen Schlaf; die niedrige Temperatur des Kessels und das anhaltende Fasten, verbunden mit der absoluten Ruhe, gestalten denselben zu dem lethargischen Winterschlaf, aus dem es in der Regel vor dem April nicht aufwacht.

Das ganze interessante Phänomen ist zuerst von Buffon, Mangili, Röder und Schinz, in neuester Zeit von Regnault in Paris und Savi in Neuenburg wissenschaftlich beobachtet worden. Der Winterschlaf ist ein vollständiger Scheintod oder doch ein sehr latentes Leben, und die Gesetze, nach denen er sich bei gewissen Tierklassen vollzieht, sind uns ebenso latent. Daß er schützt und erhält, ist unzweifelhaft; warum aber schützt er die eine Art und überläßt es einer verwandten, unter noch härteren Bedingungen für den Schutz selbst zu sorgen? Unser Dachs hat seinen Winterschlaf; der ihm verwandte Vielfraß aber erhält sich in den weit härteren nordischen Wintern ohne einen solchen. Dagegen bemerkt Cuvier, daß ein Siebenschläfer vom Senegal schon im ersten Jahre seines Aufenthaltes in Europa bei Eintritt des Winters in Schlaf verfiel, während er in seiner Heimat keinen Winterschlaf kennt, und Alex. von Humboldt, daß wir in den tropischen Ländern eine parallele Erscheinung, einen Sommerschlaf bei gewissen Tieren, finden. Dürre und anhaltend trockene Temperatur wirken dort ähnlich wie hier die Winterkälte auf Herabstimmung der Erregbarkeit, und in der erhärteten Erde der Planos von Venezuela liegen das Krokodil, am Orinoko die Land- und Wasser schildkröten, die riesenhafte Boa und mehrere kleine Schlangenarten in regungsloser Erstarrung Monate lang ohne Nahrung.

So ruhen auch bei unserem Mager die Funktionen der Verdauung und Absonderung völlig mit dem Aufhören der Ernährung. Der Blutumlauf und das Atmen gehen zwar fort, aber so schwach, daß man es kaum bemerkt; die Tierchen sind kalt, die Glieder steif, gegen Verletzungen fast ganz unempfindlich. Der Magen ist ganz leer und zusammengezogen, der Darmkanal ebenfalls leer, die Blase dagegen mit Urin angefüllt. Das in den Leib eines im Winterschlaf getöteten Murmeltieres gesenkte Thermometer wies eine animalische Wärme von bloß 9,3 ° C nach; das Blut war gering und wässerig; das Herzchen schlug noch drei Stunden lang nach der Tötung, anfangs 16 bis 17 Mal in einer Minute und dann immer seltener; der abgeschnittene Kopf zeigte nach einer halben Stunde noch Spuren von Reizbarkeit, ebenso einige Muskelfasern, durch Galvanismus gereizt, noch nach drei Stunden —, so zäh ist diese halberloschene Lebenskraft dennoch.

In der Gefangenschaft leben die Murmeltiere

in einem warmen Zimmer den Winter wie im Sommer, in einem kalten raffen sie alles zusammen, bauen ein Nest und fangen an zu schlafen, doch nicht so tief wie auf den Alpen und nicht ohne Unterbrechung. An die Wärme gebracht, verschnellert sich sogleich der Puls; das Tierchen erwacht, kann aber die Glieder nicht sogleich gebrauchen und ist erst nach einer halben Stunde, wenn das von der Lunge aus erwärmte Blut in alle Körperteile gedrungen ist, ganz munter.

Über den Winterschlaf der Murmeltiere hegen auch die Jäger absonderliche Gedanken. Manche glauben, daß die Tierchen jedesmal beim Neumond wach seien; andere versichern, daß dieselben sich bei jedem Neu- und Vollmonde über den Rücken auf die andere Seite wenden, ohne zu erwachen. Die gewöhnliche Meinung, daß die im Herbst so fetten Marmotten im Frühling ganz mager erwachen, scheint ebenfalls unrichtig; wenigstens schoß ein Bündner Jäger im April eine solche, die sich durch den Schnee hervorgearbeitet und an die Sonne gesetzt hatte und so fett war als nur im Herbst, obschon Magen und Gedärme noch ganz leer waren. Wahrscheinlich werden die frisch aufgewachten Murmeltiere erst in den folgenden Wochen bei noch spärlicher Weide und eintretender Paarung mager. Sie öffnen nämlich ihren Röhrenverschluß, indem sie das Material nur teilweise hereinziehen, teilweise noch im Eingang lassen, oft schon Ende März, gewöhnlich aber im April und man findet dann ihre Spuren weit im Schnee herum. Sie suchen nun vom Schnee entblößte Stellen auf, wo altes, dürres Gras steht, und sollen weit nach solchen über Schnee laufen.

So viel man auch über die Murmeltiere geschrieben hat, so ist doch ihre Lebensweise noch keineswegs hinlänglich aufgeklärt. Namentlich ist es noch nie gelungen, ihre Übersiedelungen zu beobachten, die doch wahrscheinlich, da das Tier sonst des Nachts immer schläft, während des Tages und zwar wohl in der Morgendämmerung zu geschehen pflegen. Wenn es wahr ist, daß die gleiche Familie ihre Sommerwohnung oft in ganz entlegenen Hochalpen bezieht, so müßte es interessant sein, die Reise dahin zu beobachten und die Bedingungen zu ergründen, unter welchen solche Domizilveränderungen vorgenommen werden. Die Tierchen sind sehr furchtsam und verstecken sich wohl bei jedem fremdartigen Geräusch in den Felsen, da sie

nicht so schnell zu fliehen vermögen, daß ein Mensch sie nicht wohl einholen kann. Sie wählen wahrscheinlich den kürzesten Weg und klettern dabei durch die wegbaren Furchen der Felswände und an den Alpenbächen hinauf. Ob sie aber immer die gleichen Sommer- und Winterquartiere benutzen und in welchen Fällen sie neue graben, weiß man nicht; es ist auch nicht bekannt, ob jene Murmeltiere, deren Höhlen bei 2000 Meter über Meer und höher entdeckt werden, bloß während des vier- bis sechs-wöchigen Sommers daselbst wohnen und wirklich zehn bis elf Monate des Jahres im lethargischen Scheintode liegen. Man möchte letzteres von vornherein nicht annehmen, wenn es sich erklären ließe, wie denn die Tiere eigentlich in jene Höhen gelangen, da manche von jenen Weideplätzen, wie zum Beispiel an der Allée blanche (Savoyen) und im Wallis, bloße kleine Nasen sind, welche von Firn- und Gletschergerüsten in jeder Richtung stundenweit umschlossen werden. Die Annahme des zehnmönatlichen Winterschlafes und der regelmäßigen Fortpflanzung und Forterhaltung bei zweimonatlichem Wachleben ist ebenso schwierig wie diejenige, so ausgedehnter alljährlicher Gletscherreisen.

Werden die Murmeltiere in der Winterhöhle, ehe sie fest schlafen, durch Nachgrabungen beunruhigt, so graben sie sich oft glücklich mit außerordentlicher Fertigkeit weiter bergem und retten sich zwar vor den Menschen; da sie aber für ihre zerstörte Wohnung eine neue zu graben nicht mehr Zeit haben, so überrascht sie oft die Kälte und tötet sie. In der Sommerwohnung führt das Nachgraben fast nie zu einem günstigen Resultate, da sie noch schneller sich tiefer scharren, als der Verfolger nachzugraben vermag. Ganz gewiß ist es aber, daß Familien, welche keine höheren Sommerquartiere beziehen, doch oft weite Spaziergänge nach blumigen Weideplätzen machen, ebenso scheint festzustehen, daß jede Familie ihren gewissen Arbeitsplatz behauptet und keine fremden Eindringlinge leidet. Kommt ein benachbartes oder wanderndes Murmeltier ihr ins Gehege, so gehen nicht selten die Angeseffenen auf dasselbe los und applizieren ihm mit den Vorderpfoten tüchtige Stöße auf Kopf und Rücken, worauf das gezüchtigte unter erbärmlichem Geschrei flüchtet.

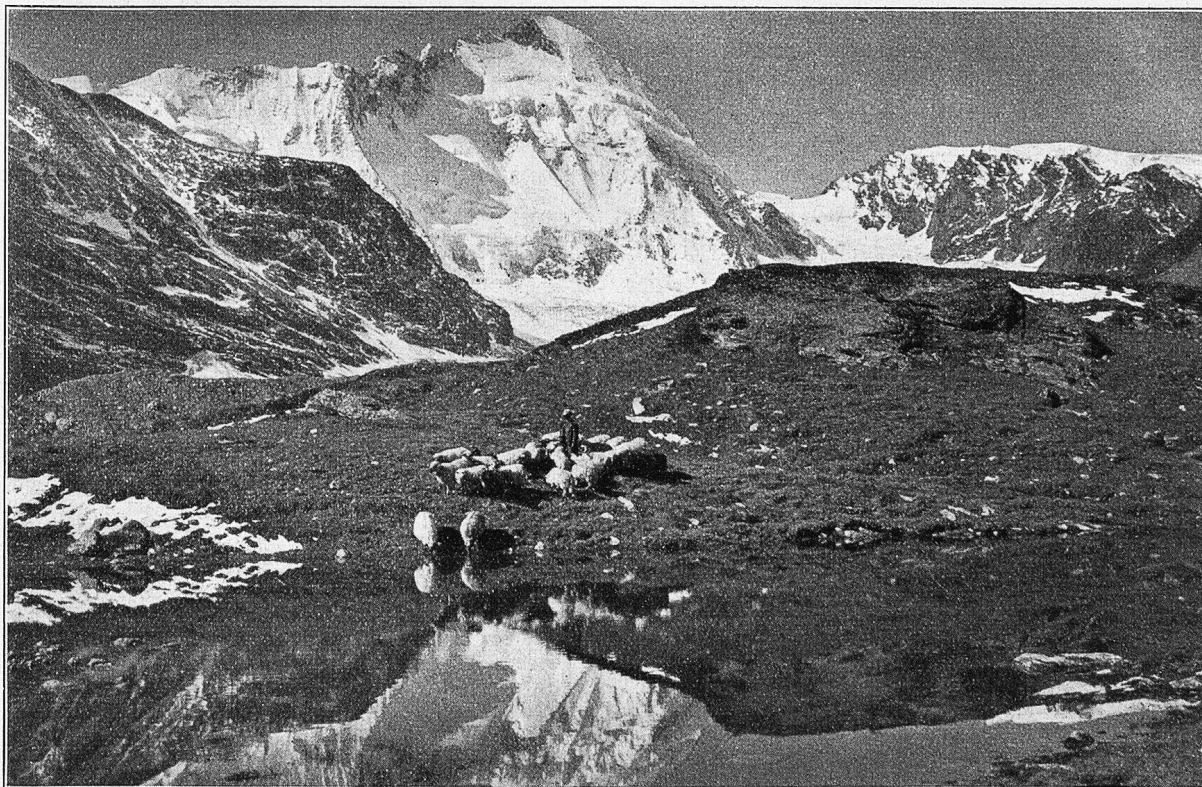
In den meisten Kantonen ist das Graben auf Murmeltiere verboten, und mit Recht. Wo die Natur so sorglich und wunderbar das Leben

eines harmlosen Tieres schützt, ist es eine Impietät, den wehrlosen Schützling seinem Zufluchtsorte zu entziehen und ihn zu töten. Durch das Ausgraben (der technische Ausdruck im untern Wallis ist „creuser“) würden diese harmlosen und durchaus unschädlichen Tierchen in wenigen Jahren ganz ausgerottet, während die bloße Jagd bei ihrer Vorsicht ihnen nie sehr gefährlich wird, wenn ihnen nicht Fallen gestellt werden, denen sie freilich schwer entgehen. In Graubünden fangen die Bergamascherschafhirten im geheimen viele Marmotten auf solche Weise ab. Sie und da sind freilich die Bergbewohner vernünftig und bescheiden genug, die Fallen bloß für die alten Tiere einzurichten, wie zum Beispiel an der Gletscheralp im Walliser Saastale, wo die Tiere in großer Menge vorhanden sind, weil die Jungen stets geschont werden.

Die Murmeltierjagd ist nicht so leicht, als man sich's denken mag, und Jäger, welche die Gegend nicht kennen, streichen oft viele Tage durchs Gebirge, ohne einen Schuß anbringen zu können, wenn sie auch überall pfeifen hören und alle fünf Minuten auf einen Bau stoßen.

Für die Bergbewohner sind die Murmeltierchen wahre Universalmedizinen. Das fette, aber wohlgeschmeckende Fleisch geben sie gern den Wöchnerinnen. Gewöhnlich wird das Tier wie ein Ferkel gebrüht und geschabt, dann gut mit Salz und Salpeter eingerieben, einige Tage in den Rauch gehängt und gesotten. Der erdige Wildgeschmack ist im frischen Zustande so stark, daß er den an diese Speise nicht Gewöhnten Ekel verursacht. Das Fett der Tiere soll nach dem Volksglauben Kolik und Keuchhusten heilen, Drüsenverhärtungen zerteilen und dergleichen, und der frisch abgezogene Balg wird gegen Rheumatismus angewendet. Die Bergbewohner betrachten diese Tierchen auch als sichere Wetterpropheten. Halten diese Heuernte, so gibt es beständig Wetter; klaffen sie viel, so regnet's bald; stopfen sie ihre Höhlen dicht zu, so gibt's einen strengen Winter usw.

Außer von den Menschen wird das Murmeltier besonders von Adlern und Bartgeiern, in deren Nestern man im Sommer stets Reste dieses Wildprets findet, dann auch von Alpenfüchsen verfolgt.



Schafherde in Rälbermatten. Blick auf Dent d'Hérens.

Phot. L. Metzger-Gutbin, Zürich.